



Auf der Bühne des Lebens.

Roman von Max von Weißenthurn.

Fortsetzung.

„Sie hat Nichts von den Hattons an sich!“ sprach sie für sich, während sie bei der Heimfahrt der bleichen und schweigenden Barbara gegenüber saß; sie muß ihrer Mutter ähneln und diese scheint außerordentlich schön gewesen zu sein. Vielleicht ist es ganz gut daß sie ihrem Vater nicht ähnlich ist; der Graf dürfte sie deshalb nur um so lieber haben.“

Barbara hatte unterdessen Mühe, stolz die Thränen zu unterdrücken, welche sich ihr in die dunklen Augen drängten. Würde ihr je im Leben wieder solche Liebe zu Theil werden, wie jene, mit der sie in der Vergangenheit umgeben gewesen war? In der Vergangenheit! Würde, wie dieselbe, sich auch ihre Zukunft hell und licht gestalten? Ach, hätte sie vorausblicken können, was kommen sollte, so muthig sie auch war, sie würde das Loos der ärmsten Bettlerin beneidet haben gegen das, was ihr bevorstand.

VI.

Nach Jahren.

Eine Gruppe von Personen stand auf dem Perron der Eisenbahnstation der Handelsstadt Sturton und blickte dem Zuge nach, welchem sie eben entstieg und der nun langsam aus der Bahnhofshalle dampfte.

Neben drei Bedienten in Livree, einer Jose, welche eine Schmucktasche trug, und einem französischen Kammerdiener bestand die Gesellschaft aus drei Herren und einer Dame; einer derselben war alt, die anderen beiden jung; das junge Mädchen aber war groß, schlank, grau gekleidet, trug einen Strauß prächtiger Rosen in der Hand und schien offenbar ziemlich gleichgültig gegen Alles, was um sie her vorging.

Ein Livree-Bedienter kam eilig die Plattform entlang geschritten und trat auf den kleineren der beiden jungen Männer zu, dem er offenbar ängstlich eine Mittheilung machte. Der alte Herr, der eben im Begriff gewesen war, mit seinen Begleitern den Perron zu verlassen, blieb stehen.

„Was gibt es, Sinclair?“ fragte er mit kalter, durchdringender Stimme.

„Es hat irgend ein Mißverständnis hinsichtlich des Wagens stattgefunden, Herr Graf“, erwiderte ihm der junge Mann ehrerbietig, „derselbe ist noch nicht hier. Ich fürchte, daß Frau Fairfax hinsichtlich der Stunde irgend eine Irrung begangen haben muß.“

Der Graf von Elsdale runzelte die Stirn und blickte unter seinen buschigen, weißen Brauen forschend auf die junge Dame in Grau, welche jedoch dem Gespräch keine Beachtung zugewandt hatte, sondern nur leicht zu irgend einer Bemerkung lächelte, welche der junge Mann hinter ihr ansprach.

„Es ist höchst unwahrscheinlich, daß Frau Fairfax sich geirrt haben sollte“, entgegnete der Graf von Elsdale kurz, „die Sache ist höchst seltsam; hast Du sie vernommen, Barbara?“

Das Mädchen blickte ihn fragend an.

„Was soll ich vernommen haben haben, Onkel Raimund? Was ist geschehen?“

„Es sollen keine Wagen vom Schlosse gekommen sein.“

Nachdruck verboten.

„Keine Wagen?“ wiederholte das junge Mädchen überrascht. „Das ist allerdings seltsam.“

„Vielleicht“, rief der größere der beiden jungen Männer, „vielleicht kann ich von Nutzen sein. Sehen Sie doch nach, Arnold“, wandte er sich an einer der Diener, „welchen Wagen man mir geschickt hat!“

„Nur einen Phaeton, Herr Graf.“

„Nur einen Phaeton! Nun, vielleicht wird Fräulein Hatton sich dazu entschließen, sich dem Phaeton anzuvertrauen — und mir!“

Er sprach die beiden letzten Worte leiser aus, indem er sich dem jungen Mädchen zuneigte.

„Ich danke Ihnen, Graf Keith, ich glaube jedoch nicht, daß wir es nöthig haben, Sie zu bemühen; der Wagen dürfte vermuthlich in wenigen Augenblicken hier sein. Thun wir nicht besser daran, auf denselben zu warten, Onkel Raimund?“

„Jedenfalls wollen wir eine kleine Weile uns gedulden, es ist dann immer noch Zeit, den freundlichen Antrag unseres jungen Freundes anzunehmen; willst Du in das Wartezimmer kommen, Barbara?“

„O, nein, Onkel Raimund, es ist schlimm genug, hier auf der Station warten zu müssen, aber der Gedanke, auch noch in irgend ein dumpfes Zimmer treten zu sollen, wäre geradezu unerträglich. Jedoch wir brauchen Sie nicht auch aufzuhalten, Graf Keith“, fügte sie, zu diesem gewandt, hinzu, als ihr Onkel den Arm seines Sekretärs ergriff und mit demselben langsam auf dem Perron auf- und niederzuschreiten begann.

„Mich aufzuhalten?“ wiederholte der junge Mann mit einem Blick sanften Vorwurfs. „Sie werden doch nicht grausam genug sein, mich zu verabschieden, nachdem Sie schon mir die Bitte abschlugen, daß ich Sie nach dem Schlosse fahre?“

Die beiden jungen Leute folgten langsam dem Grafen und seinem Sekretär.

„Wir würden nicht den entsprechend feierlichen Einzug in Elsdale halten, wenn ich anstatt in der Staatskarosse in einem Phaeton an Ihrer Seite angefahren käme, und beim ersten Erscheinen an einem Orte muß man doch ein wenig auf das entsprechende Decorum sehen!“

„Ist dies wirklich Ihr Debut in Elsdale? Wie kommt es, daß Sie noch niemals zuvor dort gewesen sind?“

Leichte Röthe färbte die Wangen des jungen Mädchens und sie neigte das Haupt über den Rosenstrauß, welchen sie in den Händen hielt.

„Wir waren, seit ich das Pensionat verlassen, unaufhörlich auf Reisen“, antwortete sie. „Onkel Raimund verlangte es nie sonderlich hierher. Er wird auch jetzt die Rückkehr schmerzlich empfinden, wenn mich nicht alles täuscht; Elsdale hat für ihn so viele traurige Erinnerungen.“

„Nach den Triumphen und Zerstreungen, welche Sie in London genossen, wird freilich auch Ihnen Elsdale sehr einsam vorkommen.“

„Die Triumphe und Verstreuungen, — o, die gehören jetzt der Vergangenheit an, von welcher Nichts übrig bleibt, als welcke Blumen, zerstückte Kleider, abgetragene Handschuhe und die Erinnerung an einzelne angenehm verbrachte Stunden.“

„Nichts als Das?“ fragte er mit etwas unsicherer Stimme. O, mir bleibt mehr, — Erinnerungen, welche ich mein ganzes Leben hindurch hochhalten werde, die dasselbe entweder verklären oder umnachten müssen. Was immer sie mir aber bringen mögen, — ob Trauer oder Glück, um keinen Preis, um Nichts auf Erden möchte ich diese Erinnerungen hingeben!“

Das holde Antlitz erröthete unter dem grauen Gazejchleier, welchen das Mädchen vor das Gesicht gezogen hatte, und ihre Lippen senkten sich.

Die beiden jungen Leute hatten das Ende des Perrons erreicht und schritten an dem Grafen und seinem Sekretär vorüber.

Das Gepäck war unter Aufsicht der Dienerschaft fortgeschafft, der Wagen vom Schlosse aber ließ sich noch immer nicht blicken. Der Stationschef plauderte mit dem Kammerdiener des Grafen von Elsdale und in einiger Entfernung sah man eine Gruppe von Männern und Frauen stehen, welche lebhaft unter sich redeten und lachten.

Sie waren einem eben angekommenen Zuge entstiegen und harrten auf den nächsten Zug, mit welchem sie ihre Reise fortsetzen wollten.

Es war ein heißer Julitag und das Maßbach des Perrons zog die Hitze noch mehr an. Mit einer Geberde der Ungebuld schlug Fräulein Hatton den grauen Gazejchleier zurück von dem sonst bleichen Antlitz, welches heute ein leichtes Roth gefärbt hatte.

„Meine arme Rosen“, sprach sie traurig, „Sie welken dahin aus Mangel an Wasser. Dürsten Sie nicht köstlich?“

„Ja, und ich verpüre nicht übel Lust, auf diese Rosen eifersüchtig zu sein“, entgegnete der junge Mann in bedeutamen Tone.

„Eifersüchtig? Weshalb?“

„Sie nehmen Ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Wäre es allzukühn, die Frage zu stellen, wer der Geber dieser Rosen gewesen ist?“

„Der Geber dieser Rosen?“ fragte das junge Mädchen lachend und zugleich überrascht. „Kommen dieselben denn nicht von Ihnen?“

„Zu meinem großen Leidwesen muß ich diese Frage verneinen.“

„Nicht von Ihnen?“ wiederholte sie rasch. „Nun, wer dann immer der geheimnißvolle Spender gewesen sein mag, der mir die Blumen in der Frühe des Morgens sandte, ich bin ihm dankbar. Jedenfalls kennt er meinen Geschmack; ich liebe Rosen so sehr!“

Der Graf von Keith war ärgerlich mit sich selbst; er, dem so viel an ihrem Wohlwollen gelegen war, er hätte sich dessen erinnern sollen, daß sie dies zu wiederholten Malen geäußert.

„Welch eine seltsame Gruppe das ist, die dort drüben steht“, bemerkte er, von dem Wunsche geleitet, das Gespräch in andere Bahnen zu lenken, „und wie deutlich sie den Stempel ihres Berufes an sich tragen.“

Das junge Mädchen ließ einen so gleichgültigen Blick zu den bezeichneten Personen hinüberschweifen, als seien dieselben ihrer Beachtung kaum werth.

„Welchem Beruf gehören denn die Leute nach Ihrem Dafürhalten an?“ fragte sie nachlässig.

„Dem dramatischen!“ erwiderte er zuversichtlich. „Bemerken Sie denn das nicht? Aber natürlich nicht, wie sollten Sie auch“, fügte er hinzu, während Barbara sich über die Rosen beugte, um das Zucken ihrer Lippen vor ihm zu verbergen. „Jener Mann mit dem markanten Gesicht ist der Liebhaber, die größere der Damen hat die herbortragendsten Frauenrollen durchzuführen und jener finster aussehende Mann in dem braunen Anzug ist der Theaterdatter.“

„Sie scheinen über die Leute sehr genau orientirt, Graf Keith“, sprach Barbara überrascht.

„O, ich habe immer besondere Sympathie für die Bühne gehabt. Als wir noch Kinder waren, da haben der junge Graf Hatton und ich allen möglichen theatralischen Unsinn getrieben. Er war der älteste Sohn, auf welchen das Majorat übergehen mußte, konnte also natürlich nicht der Idee nachhängen, sich jemals dem Theater zu widmen. Ich aber war damals kein ältester Sohn und befaßte mich allen Ernstes mit dem Gedanken an diese Möglichkeit; natürlich war es ein toller Einfall, der bald verflog. Doch da kommt der Zug; die Gesellschaft wird offenbar einsteigen!“

Barbara blickte um sich; der Eisenbahnzug fuhr in der That langsam ein, mehrere Passagiere stiegen aus und die Mehrzahl der auf der Station wartenden Personen eilten auf die Waggons zu, unter ihnen auch die Schauspieler-Gruppe, auf welche Graf Keith die Aufmerksamkeit Barbaras gelenkt hatte, die mit stolzer

Berächtlichkeit in den Wienen jetzt dem Treiben auf dem Perron zusah.

„Hallo, wo ist denn Robson?“ schlug es da plötzlich an des jungen Mädchens Ohr. „Er wird den Zug veräumen, wo mag er nur hingerathen sein?“

„Er ist im Wartesaal!“ ertönte eine Stimme zur Antwort zurück.

„Ah, dort kommt er!“

Barbara Hatton stand regungslos, ihr Rosenbouquet an die Lippen gepreßt. Plötzlich aber entsanken die Blumen ihren Händen und lagen zu ihren Füßen; sie machte keine Bewegung, sie aufzuheben, sondern stand wie angewurzelt, den Blick wie verglast auf eine hohe Gestalt gerichtet, die Einzige, die sie in dem ganzen Gewirre um sich her sah und bei deren Anblick es ihr war, als träte ein Schatten aus einem fernen, bereits nebelhaft verblakten Traum vor sie hin, um sie mit rauher Hand herauszureißen aus der glänzenden Welt, welche wie ein Wundermärchen sie umgab und in deren berauschenden Sonnenschein sie athmete. . .

VII.

Schloß Elsdale.

Die Aufmerksamkeit des Grafen von Keith war einer armen Frau zugewandt, welche mit ihrem Kinde auf dem Arm sich mühte, einen Platz in dem Zuge zu finden, und im nächsten Augenblicke wären die Rosen Barbaras von Vorübergehenden zertreten worden, wenn nicht eben ein Herr sich eilig gebückt und mit einer leichten Verbeugung den Strauß wieder in des jungen Mädchens zitternde Hände gedrückt haben würde.

Ihre Blicke begegneten sich einen Moment und Barbara's Lippen flüsterten einige Dankesworte.

Im selben Augenblick legte einer der anderen Herren aus der Schauspielergruppe seine Hand auf die Schulter des Mannes, welcher ihr die Blumen zurückerstattet hatte.

„Kommen Sie, Markus, Sie werden den Zug veräumen und wer spielt dann heute Abend in Bladbridge den Hamlet?“

„Ich habe durchaus nicht die Absicht, den Zug zu veräumen“, war die rasche Entgegnung, und ohne Barbara auch nur einen einzigen Blick zuzuwenden, entfernte sich der Künstler.

Als einen Augenblick später Graf Keith wieder an Barbara's Seite trat, da war ihr Antlitz farblos und ihre Augen starrten glanzlos vor sich hin, ohne irgend Etwas zu sehen.

„Ob ich mich nicht wohl fühle?“ wiederholte das Mädchen auf des jungen Grafen besorgte Frage. „O, nein, ich bin nur müde und — ist das nicht der Wagen? Ah, wie froh bin ich, daß er endlich gekommen ist!“

Graf Elsdale's Diener erklärte, daß während der Fahrt vom Schlosse her an einem der Räder ein kleiner Unfall sich ereignet und die Verstellung desselben die Verzögerung verursacht habe.

Barbara seufzte tief auf, als sie sich in die Wagenkissen zurücklehnte und Graf Keith blickte sie besorgt an.

„Darf ich morgen nach dem Schlosse kommen, um mich zu überzeugen, ob Sie sich von Ihrer Ermüdung erholt haben?“ fragte er, als Barbara ihm ihre feinbehaufschuhte Rechte, hinreichte.

„Wenn es sich Ihnen der Mühe verlohnt“, entgegnete sie mit mattem Lächeln, „so mögen Sie immerhin kommen.“

„Barbara“, rief der alte Graf lebhaft, gerade als sie im Begriff waren, wegzufahren, „Du hast Deine Blumen verloren.“

„Es ist kein Verlust, sie waren ohnehin schon wegg“, entgegnete das junge Mädchen.

Sie hatte ihre gewohnte, graziose Ruhe wieder erlangt, aber ihr Herz pochte doch mächtig und um ihre Lippen zuckte es unter dem grauen Gazejchleier.

Die Rosen hatten mit ihrem Duft alles Das ihrem Gedächtnis von Neuem vorgeführt, was sie vergessen wollte; sie hatten ihr wie ein Echo die Vergangenheit, welche todt sein mußte, wie die Erinnerungen, welche diese Blumen wachgerufen hatten.

„Ich möchte darauf schwören, daß ich sie schon irgend wo im Leben gesehen“, sprach in einem Rousée zweiter Klasse des Zuges, welcher Sturton soeben verließ, ein Herr. „Sie hat ein Gesicht, daß man sich ihrer entsinnen muß. Ich möchte nur wissen, wo ich sie bereits gesehen habe.“

„Vielleicht in der Auslage irgend eines eleganten Gewölbes“, lachte die blonde Schauspielerin, welche neben ihm saß. „Sie ist ja eine der tonangebendsten Damen in der vornehmen Welt. Jedenfalls ist es wenig wahrscheinlich, Herr Bryant, daß Sie mit der Nichte des Grafen von Elsdale irgend wie zusammen gekommen sein können.“

„Und mag sie zehnmal die Nichte des Grafen von Elsdale sein, ich weiß bestimmt, daß ich sie schon irgend wo im Leben gesehen, ja, mich sogar im gleichen Zimmer mit ihr aufgehalten habe“, entgegnete der Schauspieler mit großer Entschiedenheit. „Und ich werde mich auch noch entsinnen, wo es gewesen ist.“

(Fortsetzung folgt.)



Der Schwandichter als Sklave. Albin Valabregue, einer der erfolgreichsten Pariser Schwandautoren, hat kürzlich einem Freunde gegenüber sein Herz ausgeschüttet. Er wartet mit Schmerzen auf den 1. Mai des Jahres 1905, weil er an diesem Termin aufhören wird, als dramatischer Sklave zu arbeiten. „Seit zweiundzwanzig Jahren“ — so sagt er selbst — „bin ich verpflichtet, mich jeden Morgen mit der Uhr in der Hand nach den Launen des Publikums zu richten. Es zwingt mich, Alles zurückzudrängen, was mich interessiert, und die Banalitäten zu suchen, für die es schwärmt. Ich muß mich zu der seltsamen, fast erniedrigenden Arbeit zwingen, in Kunst zu machen, die entweder zuviel oder zu wenig Kunst ist. Beim Schreiben komme ich mir vor wie Procrustes. Bin ich zu banal, bin ich verloren, und bin ich nicht banal genug, erst recht. Den wunderbaren Genuß, meine Gedanken rücksichtslos und in der Form, die mir die beste dünkt, zu Papier zu bringen, kenne ich überhaupt nicht. Ich bin schon so weit gekommen, daß ich überhaupt keinen Schwant mehr anfangen, ohne daß ich genau weiß, in welcher Scene die verschiedenen Personen in Unterhosen auftreten werden.“ Valabregue hat die Absicht, vom Jahre 1905 an nur noch seine „nachgelassenen Werke“ zu schreiben, zwei oder drei Bände mit Stücken, die niemals aufgeführt wurden. Er glaubt, daß der Nachwelt schuldig zu sein. Hoffentlich ist nun auch die Nachwelt dankbar und führt diese Stücke wenigstens nach Valabregues Tode auf. — Ob es einen deutschen Schwandautor gibt, der sich der Nichtigkeit seines dramatischen Schaffens ebenso bewußt ist, wie der offenerzogene Franzose?

Etwas von der Tarantel. Man kennt den volkstümlichen Ausdruck „wie von der Tarantel gestochen“. Zur Zeit herrscht eine Tarantel-Plage in Spanien. Ebenso wie in Süditalien, findet sich die bis zu vier Centimeter lang werdende Tarantelspinne in Andalusien, besonders in der Provinz Sevilla, sehr häufig. Auch hier, wie in Italien findet sich der Aberglaube verbreitet, daß der Biß dieser Spinne eine Art Tanzwuth verursacht, die nur unter ganz besonderen Melodien der Guitarre beseitigt werden kann; der von der Tarantel gebissene Mensch fängt nämlich bei dem Klange der Tarantela an zu tanzen und hört erst auf, bis er vor Erschöpfung zusammenbricht. Wenn er wieder zu sich kommt, soll auch das angebliche Spinnengift aus seinem Körper gewichen sein. Wissenschaftlich ist dies nicht haltbar, da festgestellt ist, daß der Biß der Tarantel unschädlich ist. In Italien läßt man sich wohl absichtlich von einer Tarantel beißen, um den Fremden dann unter dem Tanzen der Tarantela das Geld aus der Tasche zu locken und sich im Grunde seines Herzens über sie lustig zu machen. In Spanien dagegen betrachtet man den Tarantelbiß als etwas Ernstes, wie aus einem Telegramm aus Sevilla hervorgeht. Danach treten die Tarantelspinnen in dem Städtchen Osuna und seiner Umgebung so häufig auf, daß sie eine wahre Plage bilden. Da bisher sehr viele Personen gebissen worden sind und darum eine allgemeine Tanzwuth herrscht, haben die Guitarrespieler vollauf zu thun, um die Wirkungen des angeblichen Spinnengiftes zu beschwören. Um die Sache möglichst billig zu machen, haben die Tarantelaspieler, die eine eigene Kunst bilden, ein Abonnement eröffnet, das bei dem reichlichen Zuspruch nur eine Quote von 35 Centimos für jeden Biß beträgt! Sobald Jemand von der Tarantel gebissen wird, sucht er das Bett auf und läßt schleunigst einen Tarantelaspieler holen. Dieser schlägt die Guitarre; der Gebissene erhebt sich von seinem Lager und beginnt wie verrückt zu tanzen und zu springen. Daß er darüber in einem anständigen Schweiß geräth und bald vor Ermattung zusammenbricht, darf nicht Wunder nehmen, wenn man bedenkt, daß man sich in der Provinz Sevilla einer Hitze im Schatten von mindestens 40 Grad Celsius erfreut.

Der Brand der Alhambra. Eine recht ergötzliche Geschichte ist dem Nachtredakteur eines Melbourne'ser Blattes passiert. Während er Dienst hatte, meldete eine Kabelbejehde den Ausbruch eines Schandenseuers in der Alhambra. Der Brand der Alhambra! Das war noch ein Gegenstand, bei dem man mit der ganzen Aufmerksamkeit der Phantasie arbeiten konnte. Der Alhambra, des größten Varietés theaters der Hemisphäre! Wahrscheinlich während der Vorstellung da der gewaltige Zuschauerraum von Tausenden besetzt war! Natürlich auch eine Panik unter diesen! Und eine ebenso schreckliche Panik auf und hinter der Bühne! Die Phantasie des Redakteurs ergriffte sich. Flugs griff er zur Feder und ergänzte die farge Mel-

lung des Telegramms mit einer Schilderung, die einem Jules Verne alle Ehre gemacht hätte. Er beschrieb das Flammenmeer, die stürzenden Wände, die hin und her rennenden Zuschauer, die nach dem Ausgang drängten und einander niedertrampelten. Er malte das Entsetzen der unglücklichen Ballettmädchen, wie sie in der mangelhaften Toilette aus dem brennenden Gebäude stürzten und, draußen angelangt, von galanten Herren in ihre Ueberzieher gehüllt und in Sicherheit gebracht wurden — kurz: Melbourne hatte am nächsten Morgen einen Sensationsartikel der schönsten Art. Leider stellte sich aber bald heraus, daß dem Herrn Redakteur ein kleiner Irrthum unterlaufen war. Es war nämlich in dem Telegramm nicht die Londoner Alhambra, von der allein der australische Engländer etwas wußte, sondern die berühmte alte Mauernveste in Spanien gemeint gewesen; und zudem hatte es sich nur um ein ganz kleines Feuerchen gehandelt, das gleich im Entstehen wieder hatte gelöscht werden können.

Freibeuter-Romantik. Aus San Francisco, von wo Amerika immer noch seine romantischen Geschichten bezieht, kommt die Kunde, daß neue Expeditionen nach der Kokos-Insel abgegangen sind. Diese Insel des pazifischen Ozeans, unter 5 Gr. 33" nördl. Br. und 87 Grad westl. Länge gelegen, gehört zu Costa Rica. Sie ist voller Berge und fruchtbarer Thäler, etwa 25 Kilometer im Umfang, und sie ist schon nahezu ein Jahrhundert lang das Ziel von Abenteurern, die die angeblichen 30 bis 60 Millionen Dollar Gold und Silber heben möchten, die von Seeräubern hier versteckt worden sein sollen. Die Schätze so heißt es, rühren aus den Zeiten der südamerikanischen Freiheitskämpfe her, als viele Spanier mit ihrem Geld zu entfliehen suchten und häufig den Piraten in die Hände fielen. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts soll ein gewisser Keaton tatsächlich 75,000 Dollar auf der Kokos-Insel ausgegraben haben. Sogar die South African Chartered Co. Cecil Rhodes' soll bis vor Kurzem eine Landkonzession auf der Insel gehabt haben. Im Januar d. J. verließ die alte Flibustrierbrig Blakely unter Kapitän Fred Hackett den Hafen Victorias, aber die Regierung von Costa Rica bekam Wind von seinen Plänen und Hackett hielt es für gerathener, der Insel fern zu bleiben. Die Regierung Costa Ricas hat nämlich die Goldsuche an Kapitän Gihler verpachtet, wie wenigstens dieser versichert; Gihler wollte kürzlich in San Francisco, wo er Kapital aufnehmen wollte, um schwere Maschinen für ein ausgedehntes Abbauverfahren zu kaufen; da hörte er, daß schon wieder ein neues Unternehmen seine Kreise stürte. Diesmal ist es ein alter Seebär aus New-Bedford, der Stadt der Walfischfänger in Massachusetts. Kapitän Brown, der im Auftrage der reichen Alaska Commercial Co. Ende Juli auf dem Schoner Hermann mit einem halben Duzend Freunden und einer Gatlingkanone nach der stillen Kokos-Insel abfuhr; Gihler verlor denn auch keine Zeit, hinter ihm her nach Costa Rica zu eilen, um sich von seiner Regierung ein Kanonenboot auszubitten. Die Kokos-Insel ist indessen keineswegs die einzige, auf der Piratenschätze vermuthet werden. Die atlantische Seite wimmelt von Ueberlieferungen aus der Glanzzeit der Seeräuber, der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Die Piraterie hatte dort unschuldig genug angefangen, durch die Buccaniers, die gegen den Willen der spanischen Regierung sich die zahllosen Rinderherden auf Santo Domingo zu Ruhe machten, um sich zu verproviantiren. Allmählich entwickelte sich eine „Brüderschaft von der Küste“, die zeitweise die eigentliche Herrin des amerikanischen Mittelmeeres war; die französischen Freibeuter hatten ihren Sammelplatz auf der Insel Tortuga, an der Nordküste von Haiti, die indischen auf Jamaica; beide streiften die spanischen Besitzungen ab, Kuba sowohl wie die ganze Länge der „Spanish Main“, welcher vielgebrauchte Ausdruck ursprünglich die Nordküste Südamerikas bis nach Mittelamerika hinein bezeichnete. Unter den Franzosen ragte durch seine Grausamkeit P. Monnois hervor, unter den Engländern Henry Morgan, der sogar die reiche Stadt Panama einnahm. Unser Johann Wilhelm von Archenholz hat eine Geschichte der Freibeuter geschrieben, die neueste Darstellung stammt aber von dem kürzlich verstorbenen Humoristen Frank R. Stockton. Schließlich schritt die englische Regierung ein, und unter anderen Maßregeln stattete sie auch Kaperschiffe aus, die die Seeräuber aufheben sollten. Ein solches Schiff wurde unter dem Kapitän William Kidd aus Newyork gestellt, der in Amerika Robin Hood an Sagenberühmtheit gleichkommt. Kidd blieb mehrere Jahre aus, fuhr nach Madagaskar und betrieb selber im Indischen Ocean die Seeräuberei. Als er nach Hause zurückkehrte und davon erfuhr, daß man von seinem Thun unterrichtet sei, soll er all seine Schätze vergraben haben. Es wurde ihm der Prozeß gemacht, und Kidd starb am Galgen in London im Jahre 1701. Stockton schildert ihn als einen echten und gerechten Seeräuber; andere glauben, daß er widerrechtlich verurtheilt worden sei. Hunderte von Plänen an den Küsten Neu-Englands bis nach New-Jersey behaupten, Kidds Beute im Sande zu bergen, und noch immer wird nach ihnen gesucht. Häufig spielen die aus

E. A. Poe bekannten vergilbten Briefe mit Geheimzeichen eine Rolle, und erst vor wenigen Monaten lief wieder eine derartige Nachricht durch die Zeitungen, des Inhalts, ein echtes Schriftstück Kibbs sei entdeckt worden, das den Schlüssel zur Auffindung seiner Schätze liefere.

Ein moderner Chinese. Tschangtschietong, der Vizekönig von Sai-Kwang, der soeben in China auf den Posten des obersten Kommissars für den Handel berufen wurde, ist ein moderner Chinese, und man kann also in seiner Berufung ein verheißungsvolles Zeichen für den Fortschritt in China erblicken. Er hat vor einigen Jahren eine sehr merkwürdige Broschüre veröffentlicht, die von dem Vater Jerome Tobar überseht wurde; in dieser zeigt sich der Verfasser als ein fortschrittlich gesinnter, den Ideen des Abendlandes sehr zugänglicher Mann. Er war auch der erste, der trotz des Widerstandes des Hofes die Einführung der Eisenbahnen im Himmlischen Reiche befürwortete, und seinem Bericht vom Jahre 1887 war es zu verdanken, daß das Dekret, in dem die ersten Arbeiten erlaubt wurden, unterzeichnet wurde. In seiner Broschüre findet sich denn auch ein begeistertes Loblied auf die Eisenbahn. „Gibt es irgend etwas“, schreibt er, „das den fünf Klassen des Volkes, den Gebildeten, den Ackerbauern, den Kaufleuten, den Handwerkern und den Soldaten, in gleicher Weise nützlich sein kann? Ich antworte, daß es nur ein Ding dieser Art gibt: die Eisenbahn. Der Gebildete wird einen Fortschritt seiner Kenntnisse davon erfahren; der Ackerbauer wird die Produkte seines Landes sich entwickeln sehen, der Arbeiter wird sich im Bau der Maschinen vervollkommen; der Kaufmann wird schnell große Entfernungen zurücklegen und seine Ausgaben für den Transport seiner Waaren beträchtlich vermindern können; die Truppen endlich würden sehr schnell zusammengezogen werden können, die Garnisonänderungen und die Verproviantirung würden mit der größten Leichtigkeit vor sich gehen. . . . Außerdem wird die Verwaltung der Mandarinen nicht mehr gehindert werden; die geheimen Wünsche des Volkes werden nicht mehr unterdrückt, die Kurrierte nicht aufgehalten werden; die Forderungen der Behörden werden die armen Leute nicht mehr niederdrücken. Betrachtet den menschlichen Körper: wenn die Lebensgeister und das Blut der Schlagadern überall hingelangen, kann er sich bewegen; sind die Augen klar, die Ohren scharf, erwirbt man Kenntnisse; wenn das Herz und der Verstand ihre Arbeit leisten können, erheben sich die Ideen und der Fortschritt stellt sich ein. Die Augen und die Ohren, das sind die Nachrichten von fremden Königreichen, das Herz und der Verstand sind die Schulen; die Lebensgeister und die Schlagadern, das sind die Eisenbahnen. Noch einmal, solange wir keine Eisenbahnen haben werden, wird die Morgenröthe des Fortschritts uns nicht leuchten. Bei der gegenwärtigen Lage Chinas, wo es ihm auf der See an Kriegsschiffen und auf dem Lande an Eisenbahnen fehlt, wird man wahrhaft sagen können, daß es einem Körper ohne Füße vergleichbar ist. Wenn man jetzt an Heilmittel denkt, ist es vielleicht schon spät; aber wenn man dies noch immer vernachlässigt, so fürchte ich sehr, daß andere sich an unserer Stelle damit befassen können.“ Der Vizekönig fordert immer wieder zur Beschäftigung mit den fremden Methoden, zur Schaffung von Schulen und Gesellschaften zu diesem Zweck, zu Studienreisen der Gebildeten nach dem Abendlande auf. Auch der Presse schreibt er eine wichtige Rolle zu, nicht in erster Linie die Vermittlung von Nachrichten, sondern die Bekanntmachung von Fehlern und Mißbräuchen. „Was dem Reiche nützlich und schädlich ist was sich auf seine Ruhe und

seine Gefahren bezieht, kann nicht alles von seinen Einwohnern gewußt werden; die veraltete Gewohnheit verhindert sie, wie eine Binde vor ihren Augen, zu sehen; selbst wenn sie es können, wagen sie nicht alles zu sagen, aber alles dies wird zur Kenntniß der Leute in einem anderen Königreich gebracht und dann veröffentlicht man es ohne irgend welche Scheu und ohne Passivität. Unser Kaiser und unsere Minister können die Nachrichten lesen und sind darüber erregt, sie schämen sich deshalb und suchen nach Heilmitteln. Ist da nicht ein großer Vortheil für das chinesische Reich?“

Den Roman einer Gräfin erzählt die „Wiener Morgen-Ztg.“: Vor nicht allzu langer Zeit machte in München ein geradezu abenteuerlicher Gesellschaftsstandal das größte Aufsehen. Die junge und schöne Baronesse Marie Balduin verschwand am Abend des Tages ihrer Hochzeit mit dem Grafen Stettinhausen. Ihr Entführer war der Cirkusreiter Zigora, der mit der Geliebten den Weg über die österreichische Grenze nahm. Die Familie der jungen Gräfin wandte sich selbstverständlich vollständig von ihr ab. Nachdem das Liebespaar in Wien, Lemberg und Kaschau gewelt, kam es zuletzt nach Pest. Eine furchtbare Demüthigung harrte hier der jungen Gräfin. Zigora, der sich bereits nach den ersten Tagen des Zusammenlebens als ungebildeter, roher und gewalthätiger Mensch erwiesen hatte, mißhandelte seine Geliebte auf das Abscheulichste und ließ sie, die inzwischen Mutter geworden war, schließlich ganz im Stiche. Die Lage der unglücklichen Frau wurde immer trostloser, und in der letzten Zeit war sie gezwungen, als Fabrikarbeiterin ihren kümmerlichen Lebensunterhalt zu verdienen und die Verpflegung ihres Kindes zu bezahlen. Vor einiger Zeit erkrankte die Gräfin schwer und mußte ein Pester Spital aufsuchen. Als jedoch die Frau, die das Kind der Unglücklichen verpflegte, auf Bezahlung drängte und erklärte, das Kind nicht länger behalten zu wollen, verließ die Todtkranke das Spital. Sie nahm das Kind zu sich, und Mutter und Kind verschwanden aus der ungarischen Hauptstadt. Vor ein paar Tagen fand man die Leiche des Kindes in einem Gestrüpp nahe der Stadt Waizen auf; die Mutter blieb verschwunden. Einige Tage später meldete sich im Pester Rochus-Spitale eine dem Tode nahe, ganz herabgekommene Frauensperson, die sich Amanda Weber nannte, zur Aufnahme. Freitag Abend ist sie ihren Leiden erlegen. Wenige Stunden vor ihrem Tode nannte sie ihren wahren Namen: Gräfin Marie Stettinhausen.

Schwarze Seiden

in edelster Färbung und Garantie-Schein für gutes Tragen, sowie Seidenstoffe jeder Art in unerreichter Auswahl und hochmodernen Dessins zu billigsten Engros-Preisen, meter- und robenweise an Private porto- und zollfrei. Proben franko. Briefporto 20 Pf. 4825

Seidenstoff-Fabrik-Union

Adolf Grieder & Co., Zürich E 9

Kgl. Hoflieferanten.

(Schweiz).

Alles Weizbrot ist ansäuernd! Graham-Schrot-Brote enthalten die unreinen Hülsen! Mährhaft, reinlich und daher auch nur gesund ist allein das nach Patent-Verfahren hergestellte

Steinmetz-Brot

vom Steinmetz Back-Haus in Kreuznach.

Niederlagen in Wiesbaden bei:

Herrn Carl Winkel, Michaelsberg 9.

Carl Schick, Kirchgasse 49.

Feinr. Zimmermann, Neugasse 15.

Friedr. Lutz, Mauergerasse 15.

1. Altstadt-Consum, Mehrgasse.

4839

„Hôtel Schwan“

mit altdeutscher Weinstube,

Liebfrauenplatz, MAINZ, Liebfrauenplatz.

Neu renovirt!

Serbahn nach allen Richtungen. — Gutes bürgerliches Haus Seit März wieder im Selbstbetrieb.

Hochachtungsvoll Hch. Schaedler.

Sichere Existenz.

H. Colonialwaaren-Geschäft

(Eckladen) Schierstein, ist mit Einrichtung und Waaren für 600 M. sofort zu verkaufen; auch ist das neu erbaute Haus mit 2-3000 M. Anzahlung sofort zu haben. 4844

Näh. Carl Erb, Bismarckring 5, II.

Der beste Sanitätswein ist der Apotheker Hofers rother goldener

Malaga-Trauben-Wein

chemisch untersucht und von hervorragenden Ärzten bestens empfohlen für schwächliche Kinder, Frauen, Reconvalescenten, alte Leute etc. auch köstlicher Dessertwein. Preis per 1/1 Orig. Fl. M. 2.20. per 1/2 Fl. M. 1.20. Zu haben nur in Apotheken In Wiesbaden Dr. Keim's Hofapotheke. 1327

Möbel u. Betten

gut und billig auch Zahlungs-
erleichterungen, zu haben,
A. Leicher, Altelheidstraße 46.